



A b e n d =

z e i t u n g.

301.

Freitag, am 16. December 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Lebensschattirungen

von Karoline Leonhardt = Eysler.

(f. Nr. 285 u. 286.)

II.

An einem kalten Winterabende hatten sich wie gewöhnlich Gotthardt und Antonio in Albano's Zimmer eingefunden, und obgleich die Gräfin und Eugenia sich bemühten, heitere Gegenstände mit Laune zu besprechen, so kamen sie unvermerkt doch immer wieder in das Gebiet des Abenteuerlichen und Wunderbaren.

Wie mögen wir doch — sagte lächelnd die Gräfin — immer wieder auf Dinge zu reden kommen, die wir eigentlich gar nicht erwähnen wollen, und ist es nicht auch ein Wunder, daß wir, statt uns den wohlthuenden Wirkungen einer heitern Unterredung hinzugeben, immer wieder über das Seltsame, Unerklärliche, ja Wunderbare verhandeln?

Warum finden Sie nun unsere Ansichten, Vermuthungen und Erscheinungen so wunderbar, und warum legen Sie so viel Gewicht auf diese Bezeichnung? Alles oder Nichts ist Wunder; der gelehrteste und zugleich praktischste Naturforscher sieht das Gras nicht wachsen und weiß es vielleicht nur irrig zu erklären — und geben Sie dieß zu, warum so viel Unheimliches unter dem Worte verstehen und meist nur dann, wenn es sich auf Erscheinungen in Träumen, Gesichten, Anzeichen und auf Verstorbene bezieht? — erwiederte Gotthardt — weil wir thörigen Menschen viel zu kalt die Natur betrachten, ja wir sind, wenn eine große oder seltene Naturerscheinung uns entgegentritt, al-

bern genug, den staunenden, poetischen Kindern nüchtern zu antworten: das ist natürlich — bei einer sogenannten gespenstigen Erscheinung, die endlich erklärt wird, bei einem Risse in ein Glas, aus dem jüngst ein Mensch trank, der eben gestorben, sagen wir: wunderbar! und wissen doch, daß das Glas seiner Natur nach zerbrechlich ist.

Am wunderbarsten — bemerkte Albano — scheint mir die räthselhafte Neigung eines Menschen zu einem andern, der vielleicht nicht nur ganz verschieden, sondern sogar durch Kälte diese Neigung zurückstößt, durch mannigfache Handlungen ihrer unwürdig ist.

Die größte, uneigennützigste Liebe, entsprungen aus dem vortrefflichsten Herzen, bleibt sehr oft unerwidert und das höchste Glück des Lebens wird meist dem zu Theil, für den es keins ist.

Man ist fähig, die Fehler eines Menschen einzusehen, thörig genug, ihn um dieser Willen noch mehr zu lieben, während man in dem vollkommensten Charakter oft das gewisse Etwas nicht findet, welches anzieht und fesselt.

Weil der Mensch — sagte Antonio — viel zu sehr gern selbstthätig, ja seiner Egoist ist, um sich mit einem Menschen wie er seyn soll zu begnügen; er muß ihm etwas beizugeben, oder etwas von ihm wegzudenken haben; wie uns ja auch nur eine Dichtung befriedigt, wenn der Dichter noch einigen Spielraum für unsere Phantasie gelassen, sein Thema nicht erschöpft hat — und sind wir Menschen nicht Gedichte Gottes?

Ich komme auf eine frühere Ansicht zurück! — sagte die Gräfin — es sind Erinnerungen, die uns von dem ab-

stößen, zu Jenem hinziehen, wie wäre sonst so schnelles Fliehen und Finden möglich. Ich glaube auch die Geheimnißvollen —

Ja die Geheimnißvollen, — lachte Gotthardt — was haben die Menschen doch Wichtiges und Göttliches zu verschweigen, wahrlich viel Erbauliches nicht!

Und sollte ein schönes Herz in seinen Tiefen nicht Empfindungen haben, die es verschweigt? fragte Eugenia.

Warum? — versetzte Gotthardt — die Menge kann dieß sehen und hören, es bleibt ihr doch Räthsel und der Einzelne findet es schon heraus, für diesen giebt es keins, die bessern Menschen müßten denn immer mit geschlossenen Augen umhergehen und den Mund verhüllen, um den gar viel Wunderbares schwebt.

Dann — rief Albano — haben Sie auch in Eduard den Dichter erkannt.

Er ein Dichter? sagte Eugenia ungläubig.

Ja, ein Dichter, wie unsere Euch immer linksch erscheinende Wilhelmine eine Dichterin ist.

Aber ich habe doch nie davon gehört, nie eine Strophe von Beiden gesehen! fiel Eugenia ein.

Und doch ist Eduard ein Dichter und Wilhelmine mit ihm. Ich kenne von ihr ein einziges Lied, es ist formlos sogar und sie weiß wohl kaum, daß man Sylben abmißt, daß sie gedichtet hat; auch, ich geb' es zu, verspricht sie sich oft, als wenn sie kein Deutsch könnte, wenn man sie ansieht; seht sie aber nur im Garten umhergehen und mit den Blumen kosen, mit Kindern spielen und Abends vor dem Kamine in die Flamme schauen, hört sie über Alfred sprechen und Ihr werdet sie Dichterin nennen vor allen Andern.

Bei ihr stößt sich nicht die Phantasie an Kenntnissen tod, die der weiblichen Natur nicht zusagen; und so ist auch Eduard ganz Dichter; hört seine Träume und ihm zu, wenn er vertraulich spricht, seine herrlichen Ideen, seine kühnen Bilder — bei ihm merkt man es recht: wie wenig aufschreiben und drucken lassen, den Dichter macht, und nur empfinden und erfinden!

Ueber Alfred spricht Wilhelmine wahr — sagte nach einer Pause die Gräfin — und ich hatte sie für seine Seelenchwester. Alfred ist für mich auch ein Wiedergekommener! — und als Alle mit Fragen in sie drangen, begann sie: Man muß nichts verschweigen, was eine Wahrheit entdecken kann oder ein Interesse des Lebens berührt, müßte man dabei auch sich erwähnen.

Auf seinem Schlosse in Böhmen lebte Alfred's Vater, ein ausgezeichnet schöner und dabei vortrefflicher Mann. Er war großmüthig im höchsten Grade, ein Mann von Wort und Muth, von Launen will ich ihn nicht frei spre-

chen, und niemals hab' ich ihn heiter gesehen — nur tief-sinnig oder ausgelassen lustig. Er vermählte sich mit einem reizenden, lebensfrohen Fräulein, das er vom Herzen liebte.

Die Ehe des Paares blieb mehrere Jahre kinderlos, für Alfred ein neuer Grund zum Unmuth.

Ich befand mich oft Wochenlang auf dem Schlosse und obgleich noch den Jahren nach ein Kind, hing ich doch mit heimlicher schwärmerischer Zärtlichkeit an dem schönen Grafen, der mich wie ein Kind betrachtete.

Zu jener Zeit sprach man oft von den Mitteln, verstorbene Personen, die uns theuer wären, zu beschwören; auch der Graf redete oft darüber und äußerte: daß er alle seine Kräfte, die er nach seinem Abschiede von der Erde behalte, anwenden wolle, um seiner Gemahlin, falls er eher stirbe, zu erscheinen.

Sie lachte oft über das Versprechen aus dem Munde eines so jungen, lebensvollen Mannes und nur ich war von banger Ahnung ergriffen.

Bald nachher bekam der Graf das Nervenfieber, der Arzt erklärte es für ansteckend und die Gräfin nahte sich nur selten, sehr vorsichtig und mit sichtbarer Scheu seinem Lager. Er erklärte damals diese Scheu falsch, der Gedanke, daß sie ihn nicht mehr liebe, beschäftigte ihn unablässig und mehrmals sagte er zu mir: Es ist schön, daß Du bei mir bleibst; ach! wenn ich doch Dir mein Leid klagen möchte, Dir es vorsingen könnte, wie ein sterbender Schwan; aber Du verstehst mich nicht, ich muß schweigen, ich darf es Dir nicht sagen.

Diese Worte hallten immerfort in mir nach, als seyen sie irgend ein Zeichen.

Kurz vor seinem Tode war seine Gemahlin bei ihm, er sprach ruhig: So wie ich jetzt die Kraft habe, mir entfernte Gegenden lebhaft vorzustellen, mir längst Geschehenes zurückzurufen, mich im Geiste mit Menschen zu unterreden, so habe ich vielleicht auch die Macht, Dir zu erscheinen und das Kind, welches Du hoffest, zu umschweben.

Der Wille ist viel, er hat den Flug des Adlers, die Kraft des Riesen, die Feinheit und Festigkeit des Goldes, wenn ich bildlich sprechen will und ein schöner, edler, fester Wille kann Unmögliches erreichen.

Er starb. Die Gräfin war tief erschüttert — ich wunderbar ruhig.

Bald nachher ward sie Mutter eines zarten, ätherischen Knabens. Wie staunte ich, als das Kind in meinen Armen die Augen aufschlug und mit zwei großen, blauen Augen mich anblickte, als verstände es meinen Schmerz, meine Liebe.

Lächeln Sie nicht, wenn der Glaube an eine Wieder-

kehr der Seelen Frühgeschiedener in unsern Kindern in mir aufstieg.

Ich betrachtete den kleinen Alfred genau, oft lächelte das Kind so selig, als wenn himmlische Erinnerungen es belebten, oft strebte es mit seinen Händchen zum Himmel auf und mehr noch als andere Kinder erfreute es sich am Lichte.

Sie schwieg eine Minute, Gotthardt sagte: Möglich ist es, daß wir als Kinder vom Himmel herabkommen und darum als Kinder so unschuldig und rein sind, bis der Geist im irdischen Klima die Schwächen, die es mit sich bringt, annimmt. (Der Beschluß folgt.)

Die letzte Reihe.

Als Jupiter einst den ersten Menschen erschaffen, standen die andern Götter und Göttinnen bewundernd bei der neuen Schöpfung und jeder der Unsterblichen legte noch ein Talent, eine Eigenschaft oder Tugend auf das Werk Jupiters, um es immer mehr zu verherrlichen und zu verschönern. Minerva schenkte ihm Verstand und geistige Fähigkeit jeder Art, Juno ein edles Selbstgefühl, Furchtlosigkeit und Muth in Gefahren, Apoll und die Mäusen die Fertigkeit ihre unsterblichen Gesänge zu verstehen und nachzuahmen, was sie lehrten, — die Grazien spendeten ihm Anmuth und die Zauber jede Seelen- und Körperschönheit liebenswürdig in der äußern Erscheinung darzustellen. Da erblickte Zeus in einiger Entfernung Venus Urania, die ernst und sinnend den neuen Menschen zu betrachten schien. Er winkte der holden Tochter und fragte lächelnd, ob ihr das neue Wesen gefalle, und sie ihm nichts geben wolle zur Ausstattung für seinen künftigen Wandel auf Erden. Venus Urania entgegnete mit ernstem Lächeln: Wohl hast Du, erhabener Zeus, ein Werk geschaffen Deiner würdig, und es wird Dich preisen und verherrlichen für Zeit und Ewigkeit, — alle Olympier statteten es aus, seinen hohen Ursprung zu beweisen, aber Eins haben die Himmlischen alle und auch Du vergessen, und doch ist es ohne dieß nicht vollendet. Erstaunt fragte der Vater der Götter: Und was ist es, was wir ihm nicht gaben und Du so schmerzlich zu vermissen scheinst? Da erwiderte die Göttin: Wenn der Mensch jede Vollkommenheit, jede Tugend, jedes Talent besitzt und ihm fehlt das Gefühl, die innere Ueberzeugung, daß alle Gaben nur Werkzeug höherer Huld sind, die ihn unwürdig damit beschenkte, so ist er nicht in sich vollendet. Unter den Geschöpfen seiner Gattung lebend, die ihm Gutes erweisen werden, wie es die irdischen Verhältnisse herbeiführen, seine Talente aner-

kennen, ihm Schutz in Gefahren verleihen, seinen Kummer theilen, seine Freuden mitempfinden, sich liebend für ihn opfern sollen. — entbehrt er doch der höchsten sittlichen Würde, wenn nicht das Gefühl in ihm lebt, daß er erwidern möchte, daß er mit den ihm vorzugsweise gewordenen Geschenken der Götter die minder Begünstigten zu versöhnen habe, sein Streben dahin gehen müsse, empfangenes Gute zu vergelten, die Erinnerung an Liebe und Treue zu bewahren. — Und zu diesem Gefühle müßte sich noch ein zweites, auch himmlischen Ursprungs gesellen — der feine Takt, am rechten Ort, auf die rechte Art, zur guten Stunde zu reden und zu schweigen und jede schöne Empfindung der Seele, die die verwandte bietet, in sich aufzunehmen, sich anzueignen in zwangloser Anmuth und schnellem Verstehen — denn dieß ist das Tartgefühl, so wie jene ersteren Eigenschaften Bescheidenheit und Dankbarkeit.

Wahrlich Du hast Recht, — rief Zeus und reichte der holden Sprecherin die Hand — Du tratest mit Deinem ächt weiblichen Sinn und Scharfblick das Wesen, was dem Menschen erst seine vollendete Würde giebt, ohne welche er ein rohes Gebild bleibt, mögen ihn auch alle äußere Reize und die Gaben vieler Götter schmücken, durch jene Tugenden, die Du ihm wünschest, erhält er erst den höchsten Seelenwerth, fehlen sie, kann er zum Thiere herabsinken, wenn die Leidenschaften stürmen und die Vernunft zum Schweigen gebracht ist. Spende Du ihm, was wir überschen!

Da näherte sich die Göttin dem neu Erschaffenen, nahm drei weiße Rosenblätter aus dem Kranz, der sich durch ihre Locken wand, und legte sie mit leisem Spruch auf sein Herz. Die Harmonie der Sphären ertönte — die Rosenblätter sanken in die Brust des Menschen und er auf das Knie vor der holden Urania — seine Lippen aber hauchten keine Worte, — sein Blick nur sprach und kündete den ersten Gebrauch des ihm gewordenen Geschenke, denn dieser stumme Blick sprach Bescheidenheit, Dankbarkeit und Tartgefühl. Isidor.

B e m e r k u n g.

Alltagsmenschen begreifen gar nicht, wie man die Einsamkeit lieben kann. Sie halten den, der sich zuweilen von der Gesellschaft zurückzieht, um seinen Gedanken nachzuhängen, entweder für einen Schwärmer oder für einen Thoren. Manche glauben einem Solchem einen Gefallen zu erweisen, wenn sie sich ihm nähern und eine Unterhaltung mit ihm anknüpfen. Und so reißen sie den Glücklichen mitten aus seinen süßesten Betrachtungen und Träumen heraus. R. Köhler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz = Nachrichten.

Aus Mannheim.

Am 2. December 1836.

Dank dem würdigen Hans Guttenberg, daß er die Kunst aller Künste erdachte, denn ohne ihn und seine großartige Erfindung wäre uns wohl schwerlich ein Genuß wie der gestrige geworden. Sie erinnern sich nämlich, mein Freund, daß ich Ihnen schon vor längerer Zeit berichtete, wie sehr sich der gebildete Theil unseres Publikums nach der Bekanntschaft mit den Geistesproducten Ihrer in jedem Sinne fürstlichen Dichterin sehne, allein die beschränkten Verhältnisse unserer Bühne ließen leider befürchten, daß dieser Wunsch nicht eher in Erfüllung gehen werde, als bis jene allenthalben gepriesenen dramatischen Dichtungen durch den Druck Gemeingut geworden wären. Dies ist nun geschehen und so erfreute uns denn gestern wahrhaft der Theaterzettel mit der Ankündigung des „Dheims“, Original = Lustspiel in 5 Abtheilungen.

Das Haus war am Abend mehr als gewöhnlich besucht. Der Vorhang rollte vor der ungeduldigen Menge auf, und gleich nach den ersten Scenen war deutlich zu bemerken, wie sehr schon die Exposition des kaum begonnenen Stückes die Aufmerksamkeit der Versammelten in Anspruch nahm. Von Akt zu Akt steigerte sich die Erwartung, wuchs der Beifall und als nach den köstlichen Schlusscenen die Courtine zum letzten Male niederrauschte, ertönte das einstimmigste Bravorufen durch den Saal. Und wer hätte nicht aus vollem Herzen in diesen Jubel eingestimmt, der deutschen Bühne Glück zu einer Dichterin wünschend, die mit der größten Treue uns Charaktere zeichnet, welche durch die Natürlichkeit und die psychologische Wahrheit, mit der sich jene vor unsern Augen bewegen, auf das Lebendigste überraschen. Da ist nirgends ein Haschen nach Knalleffecten zu finden, der Knoten der Intrigue ist eben so meisterhaft geschürzt als gelöst, das Interesse der Zuschauer bleibt bis zum letzten Austritte gespannt und der fließende, ungezwungene Dialog ist voll Feinheiten, voll schlagenden Witzes.

Was aber die Darstellung auf unserm Theater anlangt, so war dieselbe unbedingt eine der besten, die ich hier jemals sah, doch hindert mich dieß nicht zu behaupten, daß bei etwas rascherem Spiele sie noch weit effectvoller hätte seyn müssen. Herr Braunhofer — dem die Ehre des Hervorrufens zu Theil ward — stellte uns in dem, sich vor der Zeit alt wahnenden, fern von der Welt, nur seinem menschenfreundlichen Berufe und der Erinnerung an Marie lebenden Doctor Edwe, einen eben so geschickt angelegt als consequent durchgeführten Charakter dar. Momente, wie z. B. das Erwachen seiner Liebe zu Anna, welche gleich einem Zauberschlage die phyliströse Hülle von dem alternden Junggesellen abstreift, und der Schmerz, — am Ende des Stückes — von denen hintergangen worden zu seyn, welche ihm bis jetzt die Theuersten auf der Welt waren, zeugten unleugbar von nicht gewöhnlichem Talente. Wenn übrigens der wackere Künstler uns den Achtunddreißigjährigen etwas zu gebrechlich in Gang und Haltung vor die Augen führte, so war dieß nur ein kleiner Flecken auf seinem sonst so trefflich gehaltenen Bilde, der ihm bei Wiederholung des Stückes gewiß nicht entgehen wird. — Frau von Busch — Frau von Stürmer — war von ihrem ersten Auftreten an, wo sie gestützt auf Tochter und Jungfer

erscheint, bis zur großen geistig und körperlichen Metamorphose, welche die Pillen von panem, aquam et salem in ihr hervorbringen, ja bis zum Ende des Lustspiels, so trefflich als wir sie fast stets in dergleichen Rollen zu sehen gewohnt sind. Die Schlusscene des ersten Actes, wo die eingeübete Brustkranke, vom Sopha aus, der dem Zimmer schon enteiltten Tochter noch Aufträge für den Arzt — venia sit verbo — nachschreit, war von drastischer Wirkung. Dlle. Bernier — Anna — und Dlle. Kinkel — Henriette — trugen ebenfalls, so viel in ihren Kräften stand, mit regem Eifer zum Gelingen des Ganzen bei. Ein Gleiches ist von Herrn Stein — Martin — zu rühmen, welcher den alten Diener des alten Junggesellen wahrhaft ergötzlich wiedergab. Weniger gut waren Baron Löwenberg sowie Herr von Riedler, und schwer zu erklären dürfte es seyn, weshalb der Schauspieler, welcher die letztere Rolle spielte, jenen Parasiten so ganz aller Formen der Gesellschaft entkleidete.

Wünschend, daß die erlauchte Dichterin unserer verarmten deutschen Bühne ihre Feder — welcher bis jetzt nur Vorzügliches entfloß — nicht wieder entziehen, sondern vielmehr uns noch mit manch' schöner Gabe erfreuen möge, schließe ich diese Zeilen, Ihnen nach der Aufführung von „Lüge und Wahrheit“, wovon bereits die Rollen vertheilt sind, einen zweiten Bericht versprechend, welchem ich ein Bild des hiesigen geistigen und gesellschaftlichen Lebens beizufügen gedenke.

Dresdensis.

Aus Mainz.

Mitte November 1836.

Ganz unerwartet hat sich bei uns, während wir noch mit der Traubenlese beschäftigt waren, der Winter in seiner wahren, kalten Gestalt eingefunden und die halbverfaulten Trauben in Schnee gehüllt, so daß wir den Jammer nur theilweise sehen konnten! Das ist somit schon das zweite Jahr, wo der Winter, ganz gegen die Regel, es wagt, das Fest des Ludus zu unterbrechen, während er gewöhnlich am Rhein erst nach der Weinärnte seine Aufwartung zu machen das Privilegium hat. Aber wer giebt heutzutage noch etwas auf Privilegien?! Doch Spaß bei Seite! Es scheint einen anhaltenden, starken Winter zu geben, was für uns um so unangenehmer wäre, da es uns so sehr an Holz gebricht. Seit lange spürte man den Holzmangel hier nicht so sehr, als in diesem Jahre, und hätten die ärmern Leute nicht ein erträgliches Surrogat in Steinkohlen, es würde schlimm um sie stehen! Tröstend ist es, daß bei der unteidlichen Witterung, wie wir sie seit vier Wochen haben, der Gesundheitszustand im Ganzen ein sehr erfreulicher ist. Die Erkrankungen sind die gewöhnlichen dieser Jahreszeit, und nichts verräth eine Spur von epidemischen und miasmatischen Erscheinungen. Der Himmel gebe, daß es so den ganzen Winter hindurch bleibe! Außer dem gesunden Klima der Rheinprovinz mögen die thätige und mäßige Lebensweise der Landbewohner und der untern Classen, so wie die geregelte Armenpflege, wie wir sie in unserer Gegend fast allgemein finden, vieles dazu beitragen, ungewöhnliche Krankheits-Erscheinungen zu verhüten.

(Der Beschluß folgt.)